

35 Grad Lärm

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 28

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645112>

Nutzungsbedingungen

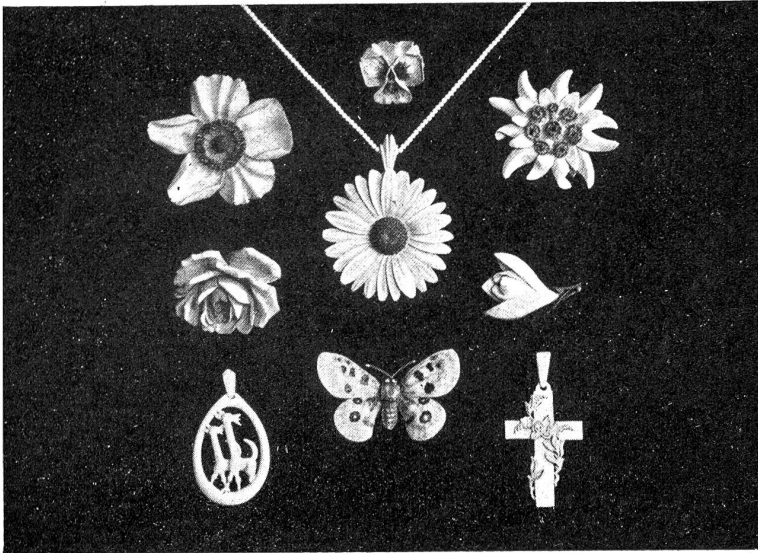
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

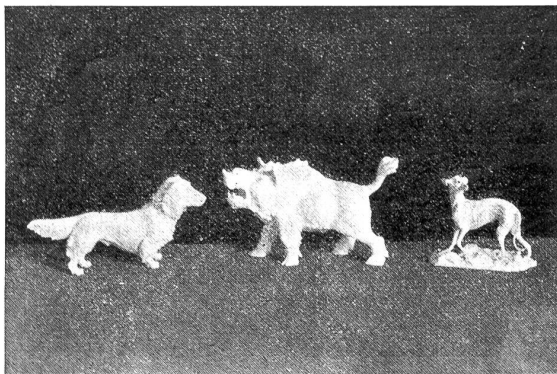


Broschen und Anhänger aus Elfenbein.

Beschönnerung ihrer Wohnstätten und für Tafelschmuck. Die frühchristliche Zeit setzte die Elfenbeinschnitzerei fort. Im 11. und 12. Jahrhundert verfertigte man fast alle kirchlichen Geräte aus Elfenbein, im 13., 14. und 15. Jahrhundert hingegen widmete man sich ausschließlich den Profanarbeiten, d. h. der Herstellung von weltlichen Erzeugnissen. Den mächtigsten Aufschwung aber erlebte diese Kunst im 17. Jahrhundert, wo sie geradezu tonangebend wurde. Das 18. Jahrhundert brachte die Einführung der Elfenbeinschnitzerei auch für die Schweiz, und zwar vornehmlich für das Berner Oberland, das heute noch über eine äußerst hochwertige Produktion verfügt.

Es sind aber nur wenige Firmen, die dieses Gewerbe selbständig betreiben. Dafür besitzen sie, dank der Qualität ihrer Erzeugnisse, ein ausgedehntes Absatzgebiet. Das Rohmaterial wird aus dem belgischen Kongo bezogen, und besteht einerseits aus dem gelblichgetönten Elfenbeinzahn, andererseits aus den blendend weißen Eckzähnen des Unterkiefers vom Wallroß, die ein Gewicht von 3—4 Kilogramm und eine Länge von 60—70 Zentimeter haben.

Nur die rohe Zurüstung liegt der Maschine ob. Die ganz feine Schnitzarbeit geschieht von Hand, im Unterschied zu den ausländischen Waren, die größtenteils von der Maschine gedreht sind.



Tierfiguren aus Elfenbein.

Die Berner Oberländer stellen in der Hauptsache Schmuckgegenstände, wie zartgeschwungene Anhänger, Broschen und reichverzierte Armspangen, Zigarrenspitzen, Stock-

griffe, Vasen und naturgetreu nachgebildete Blumen und Figuren her.

Eine besondere künstlerische Begabung zeigt sich in der geschmackvollen Bemalung der einzelnen Stücke. In feingetönter Abstufung erstrahlen die Farben auf dem matten schimmernden Elfenbein und verlieren auch bei intensiver Sonne nichts von ihrer Leuchtkraft.

Die Elfenbeinschnitzerei erfordert neben großer Geduld und Ausdauer ein sicheres handwerkliches Können und ausgebildete künstlerische Fähigkeiten, die besonders unsern einheimischen Schnitzern eigen sind. Nur der gediegenen, vollendeten Ausführung ihrer Arbeiten ist es zu danken, daß sich diese Industrie einer so großen Beliebtheit im In- und Ausland erfreut. *Solde Rogorsh.*

35 Grad Lärm.

Wie war jene Zeit ruhig, als noch keine Fabrik sirenen heulten, keine Autos durch die Straßen hupen, keine Bahnzüge rollen, keine Radios und Grammophone quirlen und aus was anderem sich das Ueber-, Unter-, Durch- und Nebeneinander des modernen Stadtlärms zusammensetzt. Ueber Nacht kommt still das Leid, die Segnungen unserer Kultur kamen aber nachts und tags mit großem Tamtam. Mit einem Lärm, der durch alle Fugen und Ritzen bis in die hintersten Winkel der verborgensten Stube drang. Was hier die Natur Geheimnisvolles pries, das konnte man nicht kristallisieren lassen, wohl aber konnte man es messen, um es schwarz auf weiß getroßt nach Hause tragen zu können. Der wunderbare Apparat, mit dem man den Lärm zählt, wiegt und mißt, ist das Audiometer. Eine Skala ist in 100 Grade eingeteilt und reicht von den gerade noch hörbaren Geräuschen bis zu jenen, die einen entsezt vom Stuhle aufspringen lassen. Hier kann man ablesen, daß in einer belebten Großstadtstraße 60, in der Untergrundbahn 30, im Zimmer mit geschlossenen Fenstern 25 und bei einem geöffneten Fenster 35 Grad Lärm auszuhalten sind. Also oft soviel Lärm, daß man vor Graden krumm und lahm werden könnte. Der Lärm ist nicht so harmlos, wie er erscheint, nicht für den Gesunden, noch weniger für den Kranken. Sonst müßte der Arzt dem Patienten nicht so oft vollständige Ruhe verordnen. Der Schaden trifft nicht so sehr das Ohr (trotzdem ein großer Teil der Eisenbahner nach längerer Dienstzeit an Schwerhörigkeit oder gar Taubheit leidet), sondern in erster Linie das ganze Nervensystem. Das sinnfeine Tier zeigt den Einfluß des Lärms auf das Gehirn: beim Donner sträuben sich die Haare, beim Knall macht es einen Satz. Auch beim Menschen entstehen schon bei leisen Geräuschen Schauer, bei lautern wird die Atmung beschleunigt und sogar beim Schlafenden steigt der Blutdruck. Der Lärm rüttelt am heiligsten Gute unseres Körpers: am Gehirn, am Nervensystem. Die dauernde Inanspruchnahme unserer Nerven durch den Lärm führt zu allmählicher Erschöpfung des Nervensystems. Die Müdigkeit des Industriearbeiters ist weniger ein Erschlaffen der Muskeln, als ein Verjagen seiner Geisteskräfte. Seine Arme erschlaffen, aber in Wirklichkeit kann sein Kopf nicht mehr. Seine Nervenkraft erlahmt und setzt seine Leistungen herab. Der Lärm spannt unwillkürlich die Muskeln an. Je geräuschvoller die Schreibmaschine klappert, umso stärker schlagen wir auf die Tasten.

Aphorismus.

Nicht was der Mensch „weiss“, sondern was er „will“, entscheidet über seinen Wert oder Unwert, seine Macht oder Ohnmacht, seine Seligkeit oder sein Unglück. *Zschokke.*